

Versöhnung statt Rache

Der Täter wohnt nebenan. Was wie der Titel eines Kriminalromans klingt, ist für viele Guatemalteken Realität, insbesondere für die indigene Bevölkerung in den abgelegenen Dörfern fern der Großstädte. Wie bei Ernestina López Bac. Sie lebt mit ihrer Familie in San Martín Jilotepeque, einem kleinen Ort rund 100 Kilometer nordöstlich von Guatemala-Stadt – im gleichen Dorf mit den Männern, die ihren Vater töteten.



Straffreiheit unterhöhlt Guatemalas Rechtsstaat. 98 Prozent aller Straftaten bleiben ungesühnt.

»Es war am 2. November 1981, gegen 17 Uhr«, erinnert sie sich.
»Er wurde während des Gebets erschossen.« Ihr Vater war Katechet, setzte sich aber für die Rechte der Indigenen ein und wurde schnell als Kommunist bezeichnet – und das war mitten im guatemaltekischen Bürgerkrieg (1960-1996) lebensgefährlich. Dessen Ursprung lag in der Ungleichheit der Gesellschaft: Die gewaltsame Marginalisierung großer Bevölkerungsgruppen zugunsten einer kleinen wirtschaftlichen Elite führte in den frühen 60er Jahren zur Entstehung revolutionärer Bewegungen. Um der Guerilla ihre ländlichen Rückzugsgebiete zu entziehen, wurden ganze Dörfer vernichtet und deren Einwohner massakriert – die meisten in den indigenen Ortschaften der Region El Quiché im Nordwesten des Landes. Die Folgen des Krieges: 200.000 Tote, 40.000 Verschwundene und über eine Million Flüchtlinge.

Fast 20 Jahre sind seit der Unterzeichnung des Friedensabkommens zwischen Regierung und Guerilla im Jahr 1996 vergangen, doch die Strukturen aus den Zeiten des Bürgerkriegs sind praktisch unverändert. Noch immer herrschen Ungleichheit, Unterdrückung und Gewalt in Guatemala. Über die Hälfte der Bevölkerung lebt in Armut. Am

Maya, Garifuna und Miskito

Guatemala ist das einzige Land Zentralamerikas mit einer überwiegend indigenen Bevölkerung. Rund 43 Prozent der Einwohner gehören zu einer der 21 Maya-Sprachgruppen. Eine kleine, etwa 10.000 Menschen zählende ethnische Minderheit bilden in Guatemala die Garifuna, ein Volk, das aus der Vermischung schwarzer Sklaven und karibischer Indigener entstand. Eines der größten Entwicklungshemmnisse Guatemalas ist die Diskriminierung der Maya durch hellhäutige Abkömmlinge spanischer Einwanderer.

An der Karibikküste **Nicaraguas** und im Grenzgebiet zu Honduras entlang des Río Coco leben rund 10.000 Miskito. Sie sind bekannt als begabte Seemänner, Fischer und Taucher.

In **Costa Rica** leben etwa 100.000 »indígenas«, darunter die Bribri und Cabécares an der Grenze zu Panama und die Chorotegas an der Grenze zu Nicaragua. Sie pflegen jedoch kaum noch alte Traditionen und gelten als weitgehend assimiliert.

stärksten ist die indigene Landbevölkerung von der Marginalisierung betroffen.

Ernestina López kniet sich betend an das knisternde Feuer. Neben ihr stehen Männer und Frauen, die sich wie sie in der Nationalen Indigenen-Pastoral (CONAPI) engagieren. Zusammen führen sie eine traditionelle Zeremonie durch, bei der die Vorfahren mit Blumen, Früchten und bunten Kerzen geehrt werden. Danach bespricht sich die Gruppe in einem nüchternem weißen Raum, ausgestattet mit Laptop und Beamer. »Jeder Besprechung geht eine Zeremonie voraus. Wir brauchen die Energie unserer Vorfahren, um für unsere Rechte zu kämpfen«, erklärt Ernestina.

Obwohl Guatemala das Land Mittelamerikas mit dem größten indigenen Bevölkerungsanteil ist – von den über 60 Prozent gehören die meisten dem Maya-Volk an –, besitzen »indígenas« so gut wie keine Rechte, im Parlament sind sie bis heute nicht vertreten. »Sie sind größtenteils von Entwicklung, Wohlstand und Bildung ausgeschlossen und werden diskriminiert oder einfach nicht beachtet«, sagt Inés Klissenbauer, Mittelamerika-Referentin beim deutschen Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat. Besonders schlimm ist die Lage im Quiché. Dort fehlen in vielen Dörfern Schulen und Krankenstationen. Viele Indigene sprechen kein Spanisch, was einen gesellschaftlichen Aufstieg verhindert. »Guatemala gibt im Vergleich zu seinen Nachbarländern den kleinsten Anteil des Staatshaushalts für Bildung aus. Costa Rica und selbst das arme Nicaragua investieren mehr«, weiß Klissenbauer.

Zur Einforderung der Rechte gehört auch die Aufklärung der Bürgerkriegsverbrechen. Da jedoch 98 Prozent dieser Straftaten nicht geahndet werden, warten viele Angehörige der Opfer noch immer auf Gerechtigkeit. Die Familie von Ernestina López hat sich gegen eine Anzeige entschieden – obwohl sie die Mörder des Vaters kennt. »Dann müssten wir alles noch einmal durchleben, das wäre zu schlimm«, erklärt Ernestina. Die Männer, die ihren Vater getötet haben, gehören ja ihrem Volk an. Während des Bürgerkriegs arbeiteten sie mit dem Militär zusammen – wie viele Indigene, die aus Angst um ihr Leben kooperierten. Bei Ernestinas Familie hat sich noch keiner von ihnen entschuldigt. Doch statt auf Rache setzt sie auf Versöhnung. »Würden wir uns rächen, würden noch mehr sterben. Das wäre die Hölle«, sagt die Guatemaltekin. Und fügt nach einer Weile leiser hinzu: »Es war nicht einfach, aber ich habe den Mördern verziehen.« ■

Christina Weise